

Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

Durch Kampf zum Sieg.

Erzählung von Arthur Eugen Simson. (Nachdr. verb.)

Ein sonniger Maientag war es. Der Frühling hatte sich in dem Jahre spät eingestellt. Der April war noch kalt und stürmisch gewesen, er hatte die Höhen und Thäler mit Schnee bedeckt. Der Bergbach war mächtig angeschwollen und hatte das ganze Thal unter Wasser gesetzt. Blüten und Laub waren lange zurückgehalten, der Mai war gekommen und nur wenige Blumen hatten ihn begrüßt. Endlich war der Ruf: und es muß doch Frühling werden, durch die ganze Natur hingeklungen und in wenigen Tagen war die volle Lenzespracht dagewesen und lag nun grün und blühend auf den Thälern und Höhen.

Ein wunderbar süßer Duft wehte über die Fluren hin. Er kam von den Blüten und dem frischen Grün der Blätter, aus jedem Grashalme schien er emporzusteigen. Und die Sonnenstrahlen lagerten sich auf all der Pracht warm und belebend.

Ein Mann trat aus dem Walde, welcher sich am Abhange des Berges hinzog, und als das weite grüne Thal sich vor seinen Blicken ausbreitete, stand er still und ließ das Auge auf der herrlichen Landschaft ruhen.

Es gehört wenig Scharfblick dazu, um aus dem Gesichte eines Menschen sein Alter zu bestimmen, um aus dem Blicke seiner Augen, aus der ganzen Art und Weise seiner Anschauung zu erraten, wie viel oder wie wenig Lebenserfahrung hinter ihm liegen, ob sein Herz noch die elastische Kraft und Begeisterung der Jugend sich bewahrt hat — das Gesicht dieses Mannes gab auf diese Fragen wenig Antwort.

Es war ernst und bleich. Sein dunkles, glühendes Auge ruhte fest auf der Landschaft zu seinen Füßen und doch zuckte es über sein Gesicht wie ein wehmütiger Zug hin.



Prost Neujahr. Originalzeichnung von M. Flashar. (Mit Gedicht.)

Es war nicht die überraschende Schönheit des Thales allein, welche den Mann, der ungefähr dreißig Jahre zählen mochte, zwang, still zu stehen. Das Dorf, welches zu seinen Füßen mit den roten Dächern so freundlich aus dem Grün der umgebenden Bäume hervorschaute, die Wiesen, deren gesättigtes Grün dem Auge so wohlthat — dies alles rief Erinnerungen in ihm wach und ließ seine Gedanken um Jahre zurückeilen. Düsterer und trübe wurde sein Blick.

Ein jugendlich unbefangenes Gemüt würde bei dem Anblicke der herrlichen Frühlingslandschaft aufgejauchzt haben, oder es hätte sich hingeworfen auf den grünen Rasen und in selbst vergessender Seligkeit das Auge zu dem wunderbar blauen Himmel emporgerichtet. Es giebt ja kaum einen größeren Genuß, als am sonnigen Maientage allein im frischen Grase zu liegen, mit dem Auge dem Zuge der einzelnen fernen Wolken zu folgen und sich hinwegzuträumen über all die beengenden Fesseln, welche die Menschen und die Erde unseren Füßen sowohl wie unserem Geiste anlegen.

Noch immer stand der Fremde regungslos da. — Es waren Jahre entschwunden, seitdem er dies Thal nicht gesehen hatte. Wie mancher rauhe und kalte Wind war seitdem über dasselbe hingefahren, und wie mancher Sturm hatte an seinem eigenen Herzen gerüttelt.

Endlich strich er mit der Rechten über die Stirn hin und alle trüben Erinnerungen gewaltsam abschüttelnd schritt er rasch auf dem Wege, welcher sich dicht am Saume des Waldes hinzog, weiter. Jede seiner Bewegungen verriet Kraft und Festigkeit. Man konnte sein Gesicht kaum hübsch nennen, wohl gaben ihm aber die dunkeln Augen und der feingeschnittene Mund einen interessanten Ausdruck, der durch die Blässe des Gesichtes noch erhöht wurde. Wenn das Gesicht ruhig war, machte sich ein Zug der Entsagung auf ihm erkennbar, nicht jener freiwilligen, gleichsam in

frommer Begeisterung dargebrachten Entsagung, sondern der durch unbezwingbare Notwendigkeit gebotenen und aus stürmischen und leidenschaftlichen Kämpfen hervorgegangenen, die einen grollenden Trotz nie überwinden kann.

Ohne sich umzuschauen, schritt der Fremde weiter. Es lag nicht in seinem Wesen, zurückzublicken, wenn er ein bestimmtes Ziel verfolgte. Nachdem er noch einen Teil des Waldes durchschritten hatte, erblickte er das Ziel seiner Wanderung in geringer Ferne vor sich. Von einer Anhöhe in dem Thale schauten ihm mehrere von hohen Pappeln und Linden umgebene Gebäude entgegen, das war der Schulzenhof, ein Besitztum, welches manchem Rittergute an Größe gleichkam.

Wieder stand der Fremde einen Augenblick still und über sein Gesicht glitt ein schmerzlicher Zug. Wie still und friedlich die Gebäude dalagen, wie die Bäume grüßend zu ihm herüberblickten, und doch riefen sie trübe Erinnerungen in ihm wach, die noch jetzt sein Blut schneller fließen machten. Rasch schritt er auf dem schmalen Pfade zum Thale hinab. Ohne seinen Schritt zu verlangsamen und ohne das Auge von seinem Ziele abzuwenden, näherte er sich dem Schulzenhofe. Erst als er ihn erreicht hatte und auf den geräumigen, rings von Wirtschaftsgebäuden umgebenen Hof trat, blickte er sich flüchtig um und seine Brauen zogen sich zusammen. Er fragte einen auf dem Hofe beschäftigten Arbeiter nach der Herrin, nach der Frau Wolffheim, und als er die Antwort erhielt, daß sie sich im Garten befinde, schritt er in derselben festen, entschlossenen Weise auf den Garten zu. Er kannte den Weg dahin. Was kümmerte es ihn, daß auf dem Hofe, seitdem er zum letzten Male über denselben hingeschritten war, sich vieles verändert hatte.

„In Deinem Leben hat sich noch mehr geändert!" rief es in ihm trotzig. „Hier ist Altes niedergerissen, Neues wieder aufgebaut, auch in Dir ist vieles niedergerissen, aber die Stätten sind noch heute leer!"

Als er den Garten erreicht hatte, schritt er in einer schattigen Lindenallee hin, sein Auge spähte suchend umher. Dann bog er in einen Seitenweg und stand nach wenigen Minuten vor einer Laube. Eine Frauengestalt trat in demselben Augenblicke aus derselben.

Ueberrascht, fast erschreckt trat sie einen Schritt zurück, als sie den Fremden erkannte. Beider Augen ruhten ineinander, dann eilte sie auf ihn zu und erfaßte seine Hand.

„Richard! Richard! Du bist es!" rief sie.

„Ich bin es," erwiderte Jensen, so hieß der Fremde, äußerlich vollständig ruhig. „Du hast mich wohl nicht erwartet? Du hast nicht geglaubt, daß ich je wiederkehren werde!"

„Nein," gab die noch junge und hübsche Frau zur Antwort, indem sie sich vergebens bemühte, die verschiedenen Gefühle, welche in ihrer Brust auftauchten, zu verbergen. „Du hast ja seit vielen Jahren nichts von Dir hören lassen. Ich befürchtete schon, daß Du tot seiest."

„Marie, hast Du dies wirklich befürchtet?" fragte Jensen, indem sein dunkles Auge auf ihr ruhte und bis in ihr Inneres zu dringen schien. „Du darfst die Wahrheit offen aussprechen, Dein Wort wird keine Hoffnung in mir vernichten, da ich ohne dieselbe hierhergekommen bin."

Ein schmerzlicher Zug glitt über das Gesicht der jungen Frau. „Richard, hast Du noch immer nicht vergeben und vergessen!" rief sie. „Haben die vergangenen Jahre keinen versöhnenden Einfluß auf Dich ausgeübt?"

„Marie, erinnere mich in dem ersten Augenblicke unseres Wiedersehens nicht an diese Jahre," unterbrach sie Jensen. „Rufe nicht Erinnerungen in mir wach, welche ich in dieser Stunde wenigstens vergessen möchte, denn es hat mich hierhergetrieben, um Dich wiederzusehen. Wir wollen nicht untersuchen, wen von uns beiden eine Schuld trifft, ich dachte an die Zeit, wo wir noch mit Liebe aneinander hingen. Und es gab eine solche Zeit, in der sich andere noch nicht zwischen uns gedrängt hatten, an sie habe ich in der Ferne oft gedacht und diese Gedanken haben mir manche bittere Stunde weniger schwer erscheinen lassen."

In die Augen der jungen Frau drängten sich Thränen. „Ich wollte, jene Zeit wäre nie eine andere geworden," entgegnete sie.

Jensens Auge ruhte forschend auf ihr.

„Marie, Du fühlst Dich nicht glücklich?" fragte er. „Die Hoffnung, die Du einst gehegt, hat auch Dich betrogen und mancher Kampf ist vielleicht vergebens gewesen."

„Nein, nein!" rief Marie hastig und verriet durch diese Hast, daß sie nicht die volle Wahrheit sprach, oder auch nicht zu gestehen wagte. „Ich fühle mich nicht unglücklich."

Sie traten beide in die Laube und ließen sich nun auf die steinerne Bank nieder. Schweigend saßen sie nebeneinander. Ja, es hatte eine Zeit gegeben, in der sie in treuer Geschwisterliebe fest aneinander gehangen und an diese Zeit dachten beide. Sie hatten ihre Eltern früh verloren und Jensen hatte all seine Kräfte aufgeboten, um für die Schwester zu sorgen. Da hatte Marie ihren jetzigen Gatten kennen gelernt und durch den Reichtum desselben war sie verblendet. Vergebens hatte Richard, dessen Auge schärfer blickte, sie vor dem Manne, dessen Charakter ihm Mißtrauen einflößte, gewarnt, und alles aufgeboten, sie zu trennen, allein sie hatte nicht auf ihn gehört und war dem Manne gefolgt, dem ihr Herz gehörte.

Wolffheim hatte Jensens Mißtrauen nur zu bald gerechtfertigt, er hatte ihm nie vergeben können, daß er die Schwester vor ihm gewarnt. Mehr als einmal war es zu den heftigsten Scenen zwischen ihnen gekommen, in denen Marie sich auf die Seite ihres Gatten gestellt. Der Streit mit der Schwester und deren Gatten und die unglückliche Liebe zu einem Mädchen hatten Jensen veranlaßt, seine Heimat zu verlassen, und acht Jahre waren seitdem entschwunden, ohne daß er den Seinigen ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben.

„Weshalb hast Du mir nicht ein einziges Mal geschrieben?" fragte Marie endlich, das peinliche Schweigen brechend.

„Wozu?" entgegnete Richard, ohne aufzublicken. „Hier war ich tot, und für mich war ich es auch. Oder glaubst Du, ich habe so rasch vergessen und überwunden, was mich von hier fortgetrieben! Ich beneide die, welche vergessen können!"

„Und wo bist Du während der Jahre gewesen?" fragte Marie weiter.

„Wo?" wiederholte Jensen und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Wohin mich die stürmischen Wogen getragen haben. Ich glaubte Ruhe zu finden, wenn ich mich dem heftigsten Lebensstürme anvertraute, mir war es gleichgültig, wohin ich verschlagen wurde, und selbst wenn ich unterging. Und ich bin viel umhergetrieben, hundertmal ans Land geworfen und hundertmal von den Wogen wieder zurückgeworfen. Den Hafen, dem ich zusteuerte, habe ich nicht gefunden, nur das eine glaube ich erreicht zu haben, daß das Leben und die Jahre mein stürmisches Blut abgekühlt. Es ist vielleicht eine Thorheit, daß ich zurückgekehrt bin, allein in der Ferne überfiel es mich oft wie ein Gefühl des Heimwehs. Es trieb mich auch zu sehen, ob ich mich in meinen Ansichten getäuscht."

Wieder richtete er das Auge forschend auf Marie, welche niederblickte, weil sie seine Worte und seinen fragenden Blick nur zu deutlich verstand. Der schmerzliche Zug ihres Gesichtes verriet, was in ihr vorging. Ja, sie hatte sich in dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt, getäuscht, er hatte sie um ihr Lebensglück betrogen und wenn sie auch nicht mehr hoffte, daß es je anders werden könne, in diesem Augenblicke fühlte sie, wie unendlich viel sie erduldet hatte.

„Hast Du Kinder, Marie?" fragte Richard.

„Nein," entgegnete die junge Frau, und ihre Stimme zitterte leise. „Ich hatte ein Kind, allein das Glück hat mir der Tod wieder genommen."

Sie konnte die Thränen nicht länger zurückhalten. Wie viel Hoffnungen, wie viel Liebe hatte sie in das kleine Grab mit hineingesenkt!

Sie hätte aufspringen und sich an die Brust des Bruders werfen mögen, um sich nur ein einziges Mal an einem Herzen auszuweinen — sie wagte es nicht, sein Gesicht war so ernst und finster geworden. Und auch er konnte ihr nicht helfen.

„Marie, fühlst Du Dich wirklich glücklich?" fragte er noch einmal. „Du hast es nie bereut, Wolffheim Dein Herz geschenkt zu haben?"

Die junge Frau bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte laut. „Dringe nicht in mich!" bat sie mit flehender Stimme. „Mache mir das, was ich zu tragen habe, nicht noch schwerer, ich muß ja ohnehin oft all meine Kräfte zusammenraffen, um nicht zu unterliegen. Das Geschehene ist nicht zu ändern, rüttele nicht an meiner Pflicht, denn das Bewußtsein, sie zu erfüllen, giebt mir die einzige Kraft."

Wieder ruhte Jensens Auge auf der Schwester, sein Gesicht nahm einen weicheren Ausdruck an und sein Blick schien zu rufen: „Armes Weib!"

Marie raffte sich gewaltsam zusammen.

„Du wirst hier bleiben?" fragte sie.

„Ja, ich hoffe in Burgthal in dem Hüttenwerke eine Stellung zu finden."

„Nicht dort, nicht dort!" rief Marie aufgeregt.

„Weshalb nicht?" fragte Richard.

„Wolffheim kommt oft dorthin. Richard, ich bitte Dich, weiche ihm aus. Du kennst seinen heftigen Sinn, derselbe ist mit den Jahren schlimmer und schlimmer geworden. Er hat mir schon unendlich viel Thränen bereitet, allein ich habe nicht den geringsten Einfluß auf ihn."

Jensens Auge zuckte auf.

„Du weißt, daß ich Wolffheim nie aufsuchen werde," entgegnete er, „allein ich werde ihm auch nicht ausweichen. Mein Weg hat mit dem seinigen nichts gemein. Habe ich ihm unrecht gethan,

oder hat er mich einst von hier vertrieben? Nicht einen Zoll breit werde ich zurückweichen, wenn er mir entgegentritt, ich hoffe indes, daß er es nicht thun wird!"

„Er wird es thun!" fuhr Marie fort. „Du weißt nicht, wie er jetzt ist, er kennt sich in seinem Zorn selbst nicht mehr und er zürnt Dir immer noch."

„Ich fürchte ihn nicht und ich habe mit ihm auch nichts zu schaffen," gab Jensen ruhig zur Antwort. „Ich bin hierhergekommen, weil ich Dich sehen wollte und weil ich wußte, daß Wolffheim nicht hier ist. Zum zweiten Male wird mich der Schulzenhof sobald nicht wiedersehen, selbst wenn ich hier in der Nähe bleibe."

Seine Worte vermochten die junge Frau nicht zu beruhigen, deutlich prägte sich ihre Besorgnis auf ihrem Gesichte aus.

„Auch Olga ist in Burgthal — ihr Mann lebt dort," sprach sie.

Jensen zuckte bei der Nennung dieses Namens leicht zusammen; über sein Gesicht zog es wie ein Schatten hin, allein dies währte nur einen flüchtigen Augenblick.

„Das ist vorbei," entgegnete er. „Die Jahre und das Leben haben mich geheilt. Mein Herz wird ruhig bleiben, wenn ich sie wiedersehe."

„Wird auch das ihrige ruhig bleiben?" warf Marie ein.

„Du sagst, daß sie verheiratet ist," fuhr Jensen fort. „Was unsere Herzen einst bewegte, ist dahin! Und vielleicht hatte ihr Vater recht, wenn er mich einen Narren nannte, weil ich glaubte, sie erringen zu können. Ich erkannte die Schranke, welche uns trennte, nicht an. Sie war reich, allein ich hoffte durch die Kraft, welche ich in mir fühlte, auch Reichtum erwerben zu können. Ich bin während der Zeit zum Manne gereift, habe gerungen und gekämpft, habe das Leben fast in allen Verhältnissen kennen gelernt und bin arm, wie ich einst von hier geschieden, zurückgekehrt! — Freilich," fügte er halb für sich hinzu, „freilich habe ich nie nach Reichtum gestrebt, er erschien mir wertlos, nachdem ich das Ziel, das mir ihn einst so erwünscht gemacht hatte, verloren. Ich glaubte ruhiger zu werden, wenn ich für mein Leben ringen und arbeiten müßte — und dies habe ich erreicht."

Marie wollte ihm antworten, ihn noch einmal bitten, seinen Entschluß, sich in Burgthal eine Stellung zu suchen, aufzugeben, allein erschreckt fuhr sie zusammen, ihr Auge blickte auf den zur Laube führenden Gang — Wolffheim kam rasch, in sichtbarer Aufregung dahergeschritten.

Auch Jensen bemerkte ihn.

„Richard, ich bitte Dich, weiche ihm aus!" rief sie leise flehend.

Es war zu spät, Wolffheim stand bereits dicht vor der Laube. Es war eine große, kräftige Gestalt. Er war einst hübsch gewesen, allein die Züge des Gesichts waren durch Leidenschaften entstellt, der Trunk hatte seinen Augen einen starren Ausdruck gegeben, sein Gesicht war aufgeschwemmt. Der Zorn rötete dasselbe, als er Jensen erblickte.

„Ha! Also wirklich!" rief er. „Habe ich Dir nicht einst gesagt, daß Du mein Grundstück nie wieder betreten solltest!"

Jensen war aufgesprungen, sein bleiches Gesicht hatte sich gerötet, seine dunklen Augen leuchteten. Die Beleidigung, die er einst durch diesen Mann erfahren, stand deutlich wieder vor seinem Geiste, die Jahre hatten sie nicht verwischt.

„Ich habe meine Schwester aufgesucht, und dies Recht lasse ich mir nicht nehmen!" entgegnete er mit fester, entschiedener Stimme.

„Haha! Ich werde es Dir nehmen!" rief Wolffheim heftig. „Ich bin hier Herr und ich werde Dir zeigen, wie ich ungerufene Gäste zu empfangen pflege."

Jensen blieb regungslos stehen. Er erschien fast klein gegen die große Gestalt Wolffheims, allein furchtlos blickte er ihn an.

„Wolffheim!" sprach er. „Was einst zwischen uns vorgefallen ist, habe ich nicht vergessen, so wenig wie Du es vergessen zu haben scheinst und ich denke heute noch ebenso wie vor Jahren. Unsere Wege haben miteinander nichts gemein, ich verlange indes, daß Du mir nicht entgegentrittst, wie ich Dir nicht entgegentreten werde."

Er wollte die Laube verlassen, Wolffheim vertrat ihm den Weg.

„Ich will Dir entgegentreten!" rief er, seiner Sinne kaum noch mächtig, „was ich Dir einst zugedacht habe, sollst Du heute empfangen!" und er erhob die schwere Reitpeitsche, welche er in der Hand hielt.

Mit lautem Schrei wollte Marie sich zwischen den Gatten und Bruder werfen, Jensen war ihr bereits zuvorgekommen. Mit raschem Griffe hatte er den erhobenen Arm des Wütenden erfaßt und hielt denselben mit eiserner Kraft fest. Die beiden Männer standen einander dicht gegenüber, mit unauslöschbarem Hasse blickten sie sich an. Wolffheims Gesicht hatte sich vor Zorn verzerrt, als er die überlegene Kraft des Gegners fühlte. Jensens Auge glühte.

„Du wirst mir nicht ein zweites Mal entgegentreten!" rief er. „Einem Trunkenbolde fehlt es an Kraft."

Mit diesen Worten stieß er ihn zur Seite, daß er in die Laube auf die Bank taumelte und verließ mit raschen Schritten den Garten. Er hörte Wolffheims wilde Drohungen hinter sich, allein er blickte sich nicht um. Es war ihm, als ob ihm die Brust beengt werde, so lange er sich auf dem Schulzenhofe befand.

Er schlug denselben Weg wieder ein, auf welchem er gekommen war. An dem Saume des Waldes angelangt, ließ er sich nieder und richtete den Blick auf den Schulzenhof, der ihm zu Füßen so friedlich dalag. Ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht hin.



Dies war der Empfang, der ihm zu teil wurde, nachdem er acht Jahre lang entfernt gewesen war. Der Haß Wolffheims hatte sich in den Jahren nicht gemildert und doch hatte er ihm nie ein anderes Leid zugefügt, als daß er mit allen Kräften gegen die Verbindung seiner Schwester mit diesem Manne, dessen rohen Charakter er nicht unterschätzt hatte, gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Alfreds Sylvester.

Novellette von J. Gesellhofen.

(Nachdr. verb.)

Draußen war der Lärm verklungen. „Prosit Neujahr!" hatte es lange mit tausendstimmigem Jubel durch die heut um Mitternacht noch hell erleuchteten Straßen geschallt; fröhliche Nachtschwärmer waren drunten in rascher Gangart vorüber gewandert, um dem weichen Lager daheim, oder auch wohl einem neuen trauten Schänkstüblein zuzueilen; hier oben hatte die Musik einen Tusch geblasen, als die altdeutsche Uhr im Speisesaale mit sonorem Klang den Eintritt des neuen Jahres verkündete, und der Hausherr hatte in humorvollen Knittelreimen seinen Gästen den ersten Glückwunsch dargebracht.

Dann war noch einige Stunden getanzt und getollt und sehr viel Champagner getrunken worden, und nachdem man in der vierten Stunde den Kaffee servirt, hatten sich die Gäste nach und nach in bester Laune entfernt.

Während in dem Speisesaale die Diener mit dem Abräumen der Tafel beschäftigt waren und die Fenster öffneten, um frische Luft in den etwas dünstig gewordenen Raum zu lassen, standen sich in dem nebenanliegenden Musikzimmer der Herr und die Dame des Hauses gegenüber.

Er schaute sich mit einem behaglichen Aufatmen ringsum, wie jemand, der ein schwieriges Werk eben beendet hat, und da er sich überzeugt hatte, daß die Portièren herabgelassen waren, breitete er seine Arme aus und wartete glücklich lächelnd, ohne ein Wort zu sprechen, ob seiner mimischen Aufforderung Folge geleistet werden würde.

Er hatte nicht lange zu harren, denn alsbald umschlangen zwei weiche Arme seinen Hals, und indem die schlanke, biegsame Gestalt sich an ihn schmiegte, flüsterte der frische rote Mund: „Ein neues Jahr, ein glückliches Jahr, wie all die bisherigen, — Gott geb's, mein Fred, mein einziger, geliebter Fred!"

Sie hielten sich eine Weile innig umschlungen; ihr Köpfchen ruhte selbstvergessen an seiner Brust, und seine Lippen berührten leise kosend ihr leicht gewelltes, lichtblondes Haar.

„Endlich allein!" sagte er, indem er sich sanft aus der Umstrickung löste und ihre beiden Hände erfassend sich so zu ihr neigte, daß er ihr in die Augen schauen konnte. „Weißt du, Lilli, mir kommt es vor, als hätt' ich die letzten zehn Jahre verschlafen und verträumt. Standen wir uns nicht damals gerade so gegenüber, wie jetzt in diesem Augenblick. Papa hatte den Neujahrstoast ausgebracht, und ehe die Flut der Gratulationen sich nochmals auf uns ergießen konnte, flüchteten wir auf unsere Zimmer, um uns umzukleiden und dann schnurstracks nach dem Bahnhof zu fahren, wo der Nachtkourierzug bereits schnaufend unser harrte.

„Als wir uns unten im Wohnzimmer trafen, da hatten wir uns selig in den Armen, wie eben jetzt, und dankten Gott, daß wir aus dem Trubel der Gesellschaft heraus waren und uns nun ganz allein angehören durften. Was ist für ein Unterschied zwischen damals und jetzt, obgleich zehn volle Jahre dazwischen liegen? Ueber Deine allerliebste kleine Person ist die Zeit spurlos dahingegangen. Du stehst vor mir wie an jenem Neujahrsabend in Deiner vollen bräutlichen Schönheit, und ich — na, ich fühle mich noch so leidlich frisch und bin — —"

„Nur schöner, männlicher und stattlicher geworden," fiel die kleine Frau zärtlich ein. — „und wenn Du willst, kannst Du noch

viel liebenswürdiger sein, wie damals. Weißt Du noch, auf unsrer Hochzeitsreise — — —"

In diesem Augenblicke wurde vom Speisesaale aus die Portière zurückgeschlagen, und zwei Diener erschienen, um auch das Musikzimmer in Ordnung zu bringen.

Fred reichte galant seiner Gattin den Arm, und beide begaben sich nach dem Hofflügel, wo das Schlafzimmer lag.

„Herzchen," — sagte er unterwegs, — „Du bist müde und abgespannt, das sehe ich Dir an; ich aber kann jetzt unmöglich schon schlafen. Leg' Dich zur Ruhe und träume recht süß; ich will indessen noch eine Cigarre in meinem Kabinett rauchen. So ein Stündchen Einsamkeit nach einer rauschenden Gesellschaft hat mir von jeher sehr wohlgethan."

Sie nickte ihm freundlich zu, reichte ihm die Lippen zum Kuß und verschwand dann geräuschlos im Schlafzimmer, während er den Frack mit einem bequemen Sammetjaquett und die Stiefel mit weichen Saffianpantoffeln vertauschte, um elastischen Schritts in sein behagliches Arbeitszimmer sich zu begeben.

wonnevoll nach, und immer lebendiger gestaltete sich die Erinnerung an jenen Sylvesterabend, da ein gewisser junger Künstler —

Ei, das mußte er sich deutlich Zug für Zug ins Gedächtnis zurückrufen, denn die ganze Geschichte war zu entzückend.

Er hatte damals eben erst die Akademie verlassen und wollte sich die Welt erobern. Aber das ging leider nicht so rasch, denn Reichtum besaß er nicht, und die glänzenden Bestellungen, von denen der junge Sanguiniker geträumt hatte, ließen ungebührlich lange auf sich warten. Einen andern hätte das vielleicht niedergedrückt, aber er blieb guten Mutes und beschloß, fürs erste sich auf Unterrichtgeben zu verlegen.

Die allgewaltige Mode begünstigte sein Unternehmen, denn es gehörte damals zum guten Ton, daß eine junge Dame von vollkommener Bildung neben der Musik auch der Farbenkunst mächtig sei, und da er sich durch gute Manieren und eine kavaliermäßige Erscheinung bestens empfahl, hatte er bald eine hinlängliche Anzahl von Schülerinnen gewonnen.

Talent hatten zwar nur sehr wenige von ihnen, aber das scha-



Schwieriger Transport. Nach dem Gemälde von C. Geibel. (Mit Text.)

Dort drehte er nur an einer Ecke ein einziges Glühlicht mit bunter Blumenkelchglocke auf, so daß der Raum von einem rosigen Dämmerlicht erfüllt war, und machte sich's am Kamin, in dem noch einige dicke Scheite glühten, auf einem Fauteuil bequem.

Der blaue Rauch seiner Exportcigarre kräuselte sich munter empor, seltsame Gestaltungen bildend und im Dämmer der oberen Region verschwebend. Der einsame Mann schaute ihnen gedankenvoll nach; er liebte das Wirbeln, Sichfliehen und Durcheinanderqualmen der aromatischen Wölkchen, denn mit ihnen pflegte seine rege Phantasie, wenn er allein war, ihre Schwingen zu entfalten. War doch das Fabulieren und das wache Träumen die sonnigste Seite seiner Frohnatur, die harmonisch zu seinem äußeren Glücke sich gesellte und ihn nach der Meinung aller seiner Freunde zum beneidenswertesten Menschen der Welt machte.

Diesmal ging die Reise nicht vorwärts ins Gebiet der Zukunft oder aufwärts ins Land der reinen Phantasie, sondern der Blick richtete sich rückwärts und begann mit innigem Behagen die lieblichen Bilder der Vergangenheit aufzustöbern. Die Saite, die vorhin das kurze Gespräch mit seinem Weibchen angeschlagen, klang noch immer

dete durchaus nichts. Der Unterricht ging flott von statten, und in dem elegant und stilvoll ausgestatteten Atelier des einmal in Mode gekommenen jungen Malers herrschte nach kurzer Zeit ein reges Leben.

Den ganzen Tag über waren dort junge Damen aus den vornehmsten Kreisen zu finden, die mit ihren als Schutzwache sie begleitenden Mamas und Tanten kamen, um Blumenstücke, Stillleben und kleine Landschaften unter kunstverständiger Anleitung zu kopieren; es gehörte in der Gesellschaft entschieden zum guten Ton, das Atelier wenigstens einmal besucht zu haben, und die Anmeldungen neuer Schülerinnen mehrten sich derart, daß der „Meister" ernstlich daran dachte, strebsame junge Künstler von der Akademie zu seiner Unterstützung heranzuziehen.

Das Schicksal aber, das offenbar eine Vorliebe für ihn hatte, verschob mit einem Zuge die ganze Gruppierung der Scene und warf ihm ein weit reicheres Glück in den Schoß, als er je zu hoffen gewagt hatte.

Unter allen seinen Schülerinnen beschäftigte er sich am liebsten und eingehendsten mit Lilli Markwardt, der Tochter des Geheimen



Bauern-Deputation. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger in München. (Mit Text.)

Kommercienrats Markwardt, welcher zur Zeit alleiniger Inhaber der größten Roheisenfirma des Kontinents war. Nicht als ob die junge Dame das meiste Talent zum Malen besessen hätte; im Gegenteil, ihre Leistungen waren recht bescheiden, und auch viel Lust und Liebe brachte sie der neuen Beschäftigung nicht entgegen, aber ihre Augen hatten es ihm angethan, diese großen tiefdunklen Augen, die zu dem lichten Goldhaar in seltsamem Kontrast standen und dem frischen Gesichtchen einen ganz eigenen Reiz verliehen.

Es war ihm so wonnig ums Herz, wenn er neben ihrer Staffelei stehend sie auf irgend eine Finesse der Technik aufmerksam machen oder einen glücklich getroffenen Farbeneffekt beloben konnte. Dann pflegte sie die Augen zu ihm aufzuschlagen und mit kindlichem Lächeln seinen Worten zu lauschen. Und ehe noch beide sich ihres Thuns recht bewußt wurden, war die Arbeit vergessen und ein munteres Geplauder im Gange.

Während dessen saß Miß Young, Lillis ältliche Gesellschaftsdame, mit einer nie fertig werdenden Weißstickerei auf dem Divan, korrigirte zuweilen mit sanfter Mahnung die Körperhaltung ihres Schützlings und dachte bei sich im stillen, Mister Alfred sei doch ein charmanter junger Herr, ein echter Gentleman.

Leise, unbemerkt, aber stets fester und fester woben sich die Fäden der Sympathie zwischen den beiden jungen Herzen zu einem Bande, das sie bald unentrinnbar umschlang, und als sie einst bei einem Maifeste, das die Crême der Gesellschaft in dem prächtigen Garten des Geheimrats vereinigte, nach dem Tanze Arm in Arm zur Abkühlung zwischen blühenden Syringengebüschen promenirten, da drängte sich, durch den bestrickenden Zauber der Mondnacht hervorgelockt, das entscheidende Wort auf Alfreds Lippen. Er erhielt darauf zwar keine Antwort, aber das Beben, das durch des Mädchens schlanken Körper ging und der leise, unbewußte Druck der Hand auf seinem Arme, redeten doch eine vernehmliche Sprache. Er neigte sich zu ihr und küßte das unausgesprochene „Ja“ von ihrem frischen roten Munde. — — —

Lilli war das einzige Kind des Geheimrats und herrschte unumschränkt in seinem Hause und Herzen, aber innerhalb des Geschäftsgebietes hatte sich der Papa doch seine Machtsphäre reserviert.

Mit unverkennbarem Wohlwollen hörte der alte Herr in seinem Privatcomptoir die freimütige Werbung des Künstlers; dann trat eine Pause ein, während deren Alfreds Herz trotz seines kecken Mutes bange klopfte. In der That fiel die Entscheidung nicht ganz nach seinem Wunsche aus, denn die mit leiser, verbindlicher Stimme gegebene Antwort lautete: „Ich fühle mich durch Ihren Antrag geehrt, mein junger Freund, und sage Ihnen unumwunden, daß ich Sie Ihrer trefflichen Eigenschaften wegen aufrichtig hochschätze. Ich will dem Glücke meines Kindes nicht im Wege stehen, aber Lilli ist nicht blos die Erbin meines Namens und Vermögens, auch meiner Firma. Sie kann daher nur einem Manne ihre Hand reichen, welcher dereinst an meine Stelle zu treten befähigt und gewillt ist. Das bitte ich Sie zu bedenken und danach mir Ihre Entschlüsse mitteilen zu wollen.“

Es kostete Alfred einen harten Kampf, aber die Liebe und die magnetische Kraft des irdischen Glanzes trugen vereint den Sieg davon. Er hing die Palette an den Nagel, und sein redlicher Eifer ließ ihn bald in der Gunst des alten Herrn so hoch steigen, daß der Verbindung nichts mehr im Wege stand.

Im Spätherbst wurde die Verlobung gefeiert, und in der Neujahrsnacht reiste das jungvermählte Paar nach dem Süden ab, um Italien, Griechenland, Aegypten und den Orient zu besuchen und erst nach Jahresfrist in die Heimat zurückzukehren. — — —

Zehn Jahre sind seitdem vergangen, zehn Jahre des ungetrübtesten Glückes, und jetzt — o, jetzt steht er auf dem Höhepunkte. Papa hat sich in den Frieden der Ewigkeit zurückgezogen; er selbst ist Chef des Welthauses und verfügt über Millionen. Sein Weib ist das liebenswürdige, unbefangene Kind geblieben, das sie ehedem war, und oben in der Kinderstube lärmt in allen Tonarten ein sechsfältiger Nachwuchs, so daß es für den glücklichen Vater eine herzerfrischende Freude ist, wenn er mit seiner Lilli hinaufsteigt, um die Kleinen zu besuchen.

Er lächelt in seiner Kaminecke bei dem Gedanken an sein Glück stillselig vor sich hin, zieht eine dicke Rauchwolke aus der Cigarre und bläst sie mit Behagen von sich. Bei der Gelegenheit bemerkt er, daß die Asche schon ziemlich lang geworden und zum Abstreifen reif ist. Zufällig steht auf dem Kaminsims gerade kein Aschenbecher; deshalb erhebt er sich, um an den Schreibtisch heranzutreten. Dabei fällt ihm ein auf der Platte liegendes Couvert auf, das mit einem großen Stempel verschlossen ist. Es ist augenscheinlich eine Depesche, und von Neugier getrieben, nimmt seine Hand das Papier auf.

Er hat ein für alle Mal die bestimmte Weisung gegeben, ihm nach der Wohnung niemals geschäftliche Nachrichten zu senden. Es muß also etwas Persönliches sein. Zögernd löste er den Verschluß und hebt das Blatt mit der Linken empor, indem er mit der Rechten ein neues Glühlicht entflammt; langsam beginnt er das Telegramm zu lesen; er liest zwei — drei Mal, dann fängt er an zu begreifen, und taumelnd tritt er einen Schritt zurück, um bleichen Gesichtes in den saffianledernen Schreibsessel zu sinken.

Einen Augenblick starrt er wie gelähmt auf die wenigen Zeilen. Dort steht's geschrieben, daß die Millionen, über deren Besitz er sich eben freute, in Nichts verrinnen müssen, vielleicht schon verronnen sind. Eine geschäftliche Nachricht von entscheidender Bedeutung; — — wie sie nur hierhergekommen sein mag! Er grübelt eine Weile darüber nach, reibt sich dann die Stirn und fährt mit jähem Rucke empor. Die Erstarrung weicht von ihm, und jetzt erst wird er sich der Tragweite der telegraphischen Mitteilung in vollem Umfange bewußt.

„Verloren — alles verloren!“ sagt er laut vor sich hin, und einen Augenblick ist es, als müsse die Verzweiflung ihn packen und zu Boden schmettern. Er springt wild empor und stürzt auf einen schöngeschnitzten Eckschrank zu, in dessen oberstem Fach sein Pistolenkasten steht. Ein Druck seiner Hand, — und die Thür des Möbels fliegt krachend auf, aber kein Waffenbehältnis schaut ihm entgegen.

In seiner Verwirrung ist er an die falsche Ecke geraten; in diesem Schrank verwahrt er die Reliquien aus seiner Künstlerzeit. Seine alte Palette, an der die aufgeriebenen Farben noch erkennbar sind, und einige flüchtige Entwürfe fallen ihm in die Augen.

Der Kontrast ist ein so schroffer, daß die fieberhafte Spannung seiner Nerven sich in einem lauten Lachen löst. Er lachte krampfhaft auf beim Anblick seines alten Rüstzeuges, und ob es anfangs auch bitter klingt, — sein Gelächter wird immer heller, und schließlich hat sein heiteres Naturell trotz des verzweifelten Ernstes der Lage wieder ganz die Oberhand gewonnen.

Eine flüchtig in Oel entworfene Landschaftsskizze hat seine Aufmerksamkeit im Augenblick gefesselt. Er holt sie hervor und stellt sie schräg auf der Platte des Schreibtisches auf, läßt die ganze Glühlichtkrone darüber emporflammen und setzt sich bequem davor zurecht, um das Bild im richtigen Lichte betrachten zu können.

Und nun ist er plötzlich verstummt; eine fast wehmütige Stimmung hat ihn überkommen, aber er fühlt dabei einen mächtigen Impuls in seiner Brust.

Wie lange ist es her, daß er diese Pinselstriche gemacht? In den ersten Jahren seiner Ehe hat er wohl manche freie Stunde an der Staffelei verbracht, aber die absorbirende geschäftliche Thätigkeit und namentlich das geräuschvolle und betäubende gesellige Leben haben den Künstlergeist in ihm nur zu bald eingeschläfert. Jetzt ist wohl ein halbes Jahrzehnt vergangen, seit er diesen letzten Entwurf begonnen.

Es liegt, das sieht er wohl, Genie darin; sein Auge däucht ihm durch die lange Muße kritisch geschärft für die eigene Arbeit, und er weiß sofort, wo daran zu bessern ist. Es drängt ihn schier, ohne Säumen dazu den Pinsel zu ergreifen.

Mit Gewalt muß er sich klarmachen, daß er bei elektrischem Licht und ohne die nötigsten Utensilien nichts zu schaffen im stande ist. Aber vertiefen muß er sich doch mehr und mehr in die Idee des Bildes, — er kann nicht anders.

Und allmählich geht ihm der Gedanke auf, daß er bisher seinen Beruf verfehlt hat, und daß all sein Glück im Besitz des Reichtums nur ein Scheinglück gewesen ist.

Jetzt leuchtet aus seinen Augen eine echte, nicht zum Ausbruch drängende, aber tiefempfundene Heiterkeit hervor. Er stützt die Arme auf die Tischplatte und birgt das Gesicht in den Händen, um froh und unbekümmert sein künftiges Leben sich auszumalen. Keine Thräne rinnt um die untergehende Herrlichkeit, aber den aufleuchtenden Stern der Zukunft begrüßt das Herz des einstmen Träumers mit Jauchzen.

* * *

Schnarrend giebt die Uhr im Zimmer neun harte Schläge an; die unmelodischen Klänge tönen ihm mißfällig in die Ohren und scheuchen das zauberische Gespinst der Träumerei von hinnen.

Er richtet sich empor und gewahrt, daß er am Tische sitzend eingeschlafen sein muß. Aber indem er die Augen umherschweifen läßt, prägt sich starres Erstaunen auf seinen Zügen aus. In was für einem Raum befindet er sich hier? Er war doch eben noch Millionär, ein ruinierter zwar, aber doch von den Attributen eines Millionärs umgeben, und nun — — ein mehr als bescheidenes Stübchen, defekte Möbel und rings an den Wänden rahmenlose Bilder und Skizzen in Oel und Kreide! Das ist alles, was er erblickt. Er reibt sich die Lider und trachtet energisch, sich den Banden des Schlafes gänzlich zu entwinden.

Endlich wird seine Aufmerksamkeit durch eine Landschaftsskizze gefesselt, welche am Fenster auf der Staffelei steht. Sie erscheint ihm besonders vertraut; — hat er sich doch gestern erst mit ihr beschäftigt; — gestern in dem luxuriösen Kabinett — — ja! — — aber — gestern auch hier in dem ärmlichen Atelier; — — er schließt die Augen, denn die Begriffe fangen an, ihm wirr durch einander zu tanzen.

Ein kräftiger Ruck, ein tiefer Atemzug, — er taucht aus dem Wirrsal der verschwimmenden Bilder empor, wie durch einen Zauberschlag befindet er sich plötzlich wieder im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, und das klare Bewußtsein kehrt ihm zurück.

Er weiß, daß er ein armer Maler ist, der am vergangenen Tage eine ausnehmend glücklich gedachte Landschaftsskizze flüchtig hingeworfen hat. Die Arbeit schien ihm ganz besonders zu vielversprechend, und als der Sylvesterabend hereindämmerte, hat er sich im Stuhle zurückgelehnt, um sich den heitersten Zukunftsphantasien hinzugeben.

Reichtum und Glanz, Eheglück und Kindersegen, Sturz und Einkehr in sich selbst, — alles war nur loses Gespinnst der Phantasie, das mit dem ersten ihm ins Auge fallenden Morgenstrahl zerreißen mußte. Nur die Augen seiner Lilli waren kein leeres Traumgebilde. Er weiß genau, in welchem Antlitz diese Sterne strahlen, und ein seliges Gefühl erfüllt ihn darob, wenn auch ihre Besitzerin keine Millionenerbin ist.

Bei der Zergliederung seines tollen Traumes kommt ihm Jean Pauls packende Schilderung der Neujahrsnacht eines Unglücklichen ins Gedächtnis. Die Parallele drängt sich unwillkürlich auf, aber er sagt sich gleich, daß er das Gegenstück, die Neujahrsnacht eines Glücklichen, soeben durchlebt hat, und bei dem Gedanken daran, wie er trotz des Verlustes seiner Reichtümer gelacht, und wie er sich im Hinblick auf seine geliebte Kunst so überraschend schnell getröstet hat, verklärt aufs neue die frohe Laune sein Gesicht, und im vollen Bewußtsein der Wirklichkeit beginnt er jetzt abermals zu lachen, daß die Wände seines dürftigen Stübchens widerhallen und die Zimmerwirtin erschrocken den Kopf durch die Thüre steckt.

Er aber springt übermütig empor, faßt die wohlbeleibte, ältliche Frau um die Taille und rast mit ihr trotz ihres Protestes im Schnellwalzer durch das Zimmer:

„Jucheh! Wer lachend seine Millionen dahinschwinden sehen kann, der ist ein glücklicher Mensch! Prosit Neujahr, Frau Rollmann!“

Halb ärgerlich, halb belustigt trocknet sich die Frau, als sie endlich zur Ruhe kommt, die Stirn mit der Schürze und brummt: „Ein närrisches Volk, diese Künstler! Na, ich wünsche Ihnen auch ein glückliches Jahr, Herr Alfred!“

Unsere Kinder.

Pädagogische Plauderei von Arthur Foltin.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Pädagogik oder die Lehre, wie wir unsere Kinder erziehen und zu brauchbaren Mitgliedern unserer Gesellschaft heranbilden sollen, ist eine der wichtigsten Wissenschaften, die wie nicht leicht eine andere unser persönliches und gesellschaftliches Wohlbefinden berührt.

Wenn wir als Familienväter die Sache vom rein egoistischen Standpunkt betrachten, so kann es uns kaum gleichgültig sein, ob unsere Kinder uns Freude oder Leid bereiten, ob unser Leben angenehm und ruhig dahinfließt, oder ob wir durch die Unarten und schlechten Charaktereigenschaften unserer Söhne und Töchter in alle erdenklichen Situationen, in Zank und Streit mit unseren Nachbarn, in Unfrieden mit unseren Mitbürgern geraten.

Ebenso wie hier unser persönliches Interesse in Frage kommt, so liegt es auch im Interesse der menschlichen Gesellschaft als solche, daß ihre Nachkommenschaft, die heranwachsende Generation, mit einem entsprechenden Schatze inneren Wertes ausgerüstet in das öffentliche Leben eintrete.

Die hohe Wichtigkeit der Pädagogik hat man schon frühzeitig erkannt. Es giebt sogar im grauen Altertum schon Beispiele, daß der Staat den Eltern die Pflichten der Erziehung der männlichen Jugend aus der Hand nahm und diese in besonderen öffentlichen Gebäuden unter Aufsicht staatlicher Lehrer nach bestimmten Gesetzen heranbildete.

Dem großen Vorteile einer so sorgfältig geleiteten Erziehung stand jedoch als Nachteil die Abschwächung, ja gänzliche Aufhebung des Familienbewußtseins entgegen, sowie das Versinken jeder hervorragenden Individualität in der allgemeinen Schablone, das heißt mit anderen Worten, diese allgemeine, gleichartige öffentliche Erziehung hob und kräftigte das Volk, unterdrückte aber in dem einzelnen Individuum die Fähigkeit und das Verlangen, auf eigene Faust höher zu streben, den Geist über das allgemeine Bildungsniveau zu erheben.

Darin aber, daß man seit jeher die Familie als den Grundpfeiler des Staates betrachtete, liegt der Grund, daß das eben erwähnte System nicht heute noch gepflegt wird. — Man hat die Sorgen um die Heranbildung der Kinder wieder in die Hände der Eltern zurückgelegt.

Ueber Pädagogik wurden ganze Bibliotheken geschrieben; von Gelehrten und Laien, von Berufenen und Unberufenen, ja sogar von solchen, die nie selbst Kinder besaßen, wurden theoretische Grundsätze aufgestellt, deren Wert allerdings mehr als fragwürdig ist, denn bei keiner anderen Wissenschaft findet das Wort: Probieren geht über Studieren, bessere Anwendung als bei dieser.

Trotz dieses Reichtums an Lehrbüchern hat aber bis heute die Erziehungslehre noch fast keinen Eingang gefunden in die breiteren Schichten des Volkes und während wir andere populärwissenschaftliche Werke oftmals bei Leuten finden, bei denen wir sie nicht immer vermuten, finden wir selbst in den Bibliotheken der bemittelten Klassen nur selten ein pädagogisches Werk.

Woher das kommt? Es giebt zwei Gründe, die diese Thatsache erklären; fürs erste erzieht man seine Kinder nach dem egoistischen Prinzipe: „Gestatte ihnen das, womit sie dir nicht unangenehm werden und verbiete das, womit sie Dir lästig fallen.“ Fürs zweite ist das Leben selbst ein ausgezeichneter Lehrmeister, der meist das nachholt, was in der Jugend versäumt wurde; daß die Schule des Lebens eine weitaus strengere ist, daß die Strafen, die es diktiert, empfindlich sind, daß in vorgerückteren Jahren das Lernen schwieriger, oft ganz unmöglich ist — das bedenken die wenigsten Eltern.

Mit liebenswürdigster Sorglosigkeit läßt man die Kinder heranwachsen, wie die Lilien auf dem Felde — nur etwas schmutziger und überläßt es ihnen, sich später im Leben zurechtzufinden, durch oft bittere Erfahrungen klüger zu werden — wenn es nicht schon zu spät ist, und ein Kind mit den besten Naturanlagen durch Vernachlässigung in der Jugend oder falsche Erziehung zu einem unnützen, unbrauchbaren Menschen wird.

„Der arme Mann ist zu bedauern,“ hört man häufig sagen, „sein Sohn macht ihm nur Kummer und Verdruß!“ Wie oft aber tragen die Eltern selbst die Schuld, wie oft könnte man ihnen entgegnen, nicht ihr seid zu bedauern, sondern vielmehr euer Sohn, der nie den Ernst des Lebens kennen lernte, dessen Erziehung ihr vernachlässigtet, in dessen Seele ihr nie die nötige Festigkeit hineinzulegen vermochtet, daß er jetzt den Stürmen des Lebens Widerstand leisten könnte. Er schwankt im Winde hin und her, weil ihr es verabsäumtet, seinen Stamm zu kräftigen; er hat Wurzelschößlinge getrieben und diese stehen vor eueren erstaunten Augen in voller Blüte, weil ihr verpaßtet, dieselben rechtzeitig zu entfernen.

Allerdings hat die Natur dem Kinde gewisse Eigenschaften mit auf die Welt gegeben — gute und böse; doch muß es eure Sorge sein, die ersteren zu pflegen und zu unterstützen, damit sie auch wachsen und gedeihen, die letzteren einzudämmen und zu unterdrücken, bevor es zu spät ist.

Diese Eigenschaften können wir, wenn wir nur suchen, leicht entdecken und wir nennen sie Temperament und Fähigkeiten. — Hierin also liegt die erste und vorzüglichste Aufgabe der Eltern, die natürlichen Eigenschaften ihres Kindes kennen zu lernen und — ist man sich einmal hierüber klar — den Plan der Erziehung hienach festzustellen. — Da nun die Natur jedem Kinde andere Fähigkeiten und ein anderes Temperament mit auf die Erdenreise gab, folgt weiter, daß die Erziehung unserer Kinder nicht schablonenhaft gleichartig sein darf, daß man im Gegenteil die persönlichen, individuellen Eigenschaften eines jeden in Erwägung ziehen und diese als deutliche Wegweiser benutzen muß. Mit kurzen Worten: Jedes Kind muß nach seinen Anlagen erzogen werden.

Ich komme in eine mit Kindern gesegnete Familie, deren Oberhaupt mir befreundet ist. Die Kinder sind, wie dies meistens der Fall, wenn Besuch kommt, anfänglich scheu und still. Während des Gespräches, das ich mit den Eltern führe, tauen sie allmählich auf, sie laufen thürein, thüraus; und dann wird der Lärm im Nebenzimmer so arg, daß wir unser eigenes Wort nicht verstehen; man hört sogar, daß Stühle umgeworfen werden.

Aergerlich springt das Familienoberhaupt in die Höhe und greift nach dem Stock, um fürchterlich Gericht zu halten. — Ich stehe mit den Leutchen auf so vertrautem Fuße, daß ich es wagen darf, nachzugehen und der Exekution beizuwohnen. Es setzt fürchterliche Schläge. Ich muß dem Vater das Kompliment machen, daß er gerecht ist; er übersieht keines, auch den kleinen blassen Knirps nicht, der jetzt laut weinend vom Sopha, auf dem er lustig herumstampfte, herunterklettert. Während seine Brüder wie gescheuchte Rehböcklein in das nächste Zimmer flüchten und dort, Schläge und Predigt sogleich vergessend, wieder zu spielen beginnen, setzt sich dieser in ein Winkelchen und weint still für sich hin. — Ich sah mir das Bürschchen genauer an; es hat gelblich-blasse Wangen, gelbdurchscheinende Ohren und O-Beinchen; sein Vater erzählt mir, daß der Kleine ganz anders sei als seine Brüder. Seit seiner Geburt nicht vollständig gesund, sei er auffallend still und nur schwer zu bewegen, sich dem Spiele der übrigen anzuschließen. Meist sitze er mit unterschlagenen Beinchen einsam am Boden und sehe von weitem den andern zu.

Gerade bei einem so veranlagten Kinde soll man mit dem Eindämmen einer selten und plötzlich erwachenden Fröhlichkeit vorsichtig sein, denn das Kinderherz bedarf der Freude wie die Blume des Taues. Einmal im Leben muß sich der Mensch austoben, das ist eine alte Lebensregel und am besten ist derjenige daran, dem das Glück beschieden ist, dies in seiner Kindheit besorgen zu dürfen — er ist vor manchem dummen Streich in späteren Jahren gefeit. Ein Kind, das einen auffallenden Mangel an Fröhlichkeit zeigt, soll sozusagen systematisch zu dieser herangezogen werden, und es wird nötig sein, ihm gegenüber mehr Nachsicht walten zu lassen, als gegen andere.

Der Familienvater, dessen ich eben erwähnte, wendete, als ich meiner Meinung offen Ausdruck verlieh, mit scheinbarem Rechte ein, daß bei dem Ausmaß von Lohn und Strafe gerade in der Kinderstube die größte Unparteilichkeit nötig sei. Ich sage mit scheinbarem Rechte, denn vielen wird diese Erwiderung glaubwürdig genug vorkommen, besonders solchen, die Gelegenheit hatten, zu beobachten, wie sich ein Kinderherz empfindsam gleich einer Mimose zusammenzieht, wenn sein Glaube an Gerechtigkeit zum erstenmale erschüttert wird.

Gerechtigkeit ist nötig, das darf nicht geleugnet werden, doch wird ein wahrer Rechtlichkeitssinn gewisse feine Unterschiede, sei es im Ausmaß der Strafe oder in dieser selbst nötig finden, und wird den Spruch des sittenstrengen Römers, es geschehe Gerechtigkeit und möge die Welt darüber zugrunde gehen, als nicht immer beachtenswert zurückweisen.

Kluge Eltern werden ein kränkliches oder weniger aufgewecktes Kind mit geringerer Strenge behandeln dürfen, werden diesem manches nachsehen können, was sie an seinen Geschwistern nicht dulden, ohne das Gerechtigkeitsgefühl der andern zu verletzen. Jedes Kinderherz ist weichen Regungen zugänglich; hat man bei passender Gelegenheit einigemale betont, das Brüderlein oder Schwesterlein sei kränklich und müsse dies oder jenes haben, so werden sich die andern unbewußt alsbald mit dem Gedanken vertraut machen, daß eben dieses ihrer Geschwister sozusagen eine Ausnahmsstelle einnehme und wird es nicht als Ungerechtigkeit empfinden, wenn es größere Berücksichtigung erfährt.

Nur muß man sich hüten, vom Regen in die Traufe zu kommen, und muß die entsprechenden Bemerkungen in unauffällige, selbstverständliche Form kleiden; je länger man darüber spricht, desto mehr verfehlt die Rede ihren Zweck; am allerwenigsten aber darf dieselbe einer Entschuldigung ähnlich sehen oder zu sehr an die Logik des Kindes appellieren.

Dies ist einer der häufig vorkommenden Erziehungsfehler, daß sich viele Eltern in Erörterungen, Rede und Gegenrede mit ihren Kindern — ich spreche



„Nun höre aber einmal auf zu trommeln, Karl! Wo bist Du denn den ganzen Nachmittag gewesen?"

„Ich war bei Frau Hauptmann Winter; da ist es aber häbsch, Mama. Wir haben Soldaten gespielt und in einem fort geblasen und getrommelt, und denke Dir, die Frau Hauptmann hat gar keine Nerven!"

---

natürlich von jüngeren — einlassen. Dergleichen Zwiegespräche enden immer zum moralischen Nachteil der Eltern, denn ein Kind frägt mehr und weiß mehr zu erwidern als zehn Weise beantworten und erklären können.

Dies müssen wir zur Richtschnur nehmen und jedes unserer Worte, jeden unserer Befehle in einer weder Widerspruch noch ein „Warum?" duldenden Weise vorbringen, denn niemand irrt mehr als derjenige, der ein Kind mit „Gründen" erziehen will — ein Kind braucht die Absicht der Eltern nicht zu kennen, es braucht nicht zu wissen, warum ihm dieser oder jener Wunsch versagt bleibt, wenn es nur weiß, daß seine Eltern es gut mit ihm meinen und sein Bestes wollen; das aber erkennt es nicht aus langatmigen Reden, sondern aus der Art der Erziehung, die ihm zu teil wird, aus dem stets gleichmäßig angespannten Zügel, der es lenkt und leitet.



Sylvesternacht.

So still ist's doch in keiner Nacht,
Wie heute auf den Straßen,
Es ist, als hätt' ein jedes acht
Auf Wächters Ruf und Blasen.

So hell ist's doch in keiner Nacht
Am Markt, dem sonst so dunkeln,
Denn Lichter zu der Sterne Pracht
Aus allen Fenstern funkeln.

So mild geh'n doch in keiner Nacht
Zur Winterszeit die Lüfte,
Als brächten von den Blumen sacht
Aus Eis sie Frühlingsdüfte.

So lustig raucht in keiner Nacht
Der Schornstein auf den Dächern.
Das Holzscheit im Kamine kracht
In Hütt' und Prunkgemächern.

So lange bleibt in keiner Nacht
Der Mensch gesellig, munter.
In jedem Hause braut und macht
Man Bowle von Burgunder.

So laut ist's doch in keiner Nacht!
Zwölf schlägt die Uhr vom Turme,
Und tausendstimmig braust'smitMacht:
„Prosit Neujahr!" im Sturme.

Max Hartung.

Schwieriger Transport. Wenn drunten im Thal dicker, fast greifbarer Nebel herrscht, der alles durchdringt und die Kleider sich vollsaugen läßt wie ein Schwamm, hüllt sich nur wenige hundert Meter höher auf dem Gebirge schon alles in den weißen Flaum des ersten Schnees. Freilich hat er nur wenig Bestand und ist noch lange nicht dazu angethan, eine brauchbare Schlittenbahn abzugeben. Im Gegenteil macht er sich bei den Räderfuhrwerken recht unangenehm bemerkbar. Er hängt sich samt dem aufgeweichten Untergrund an die Wagenräder an und erschwert so die Fortbewegung. Wie viele Anstrengung es die vier kräftigen Pferde auf unserem Bilde kostet, den Wagen mit dem gewichtigen Eichenbalken fortzuschleppen, hat der Maler in anschaulicher Weise wiedergegeben. Zwei Männer sind bei den Pferden beschäftigt; ein dritter hilft an dem in den Kot gesunkenen Vorderrade nach, während der vierte seine volle Kraft anwendet, um die Fuhre in Gang bringen zu helfen.

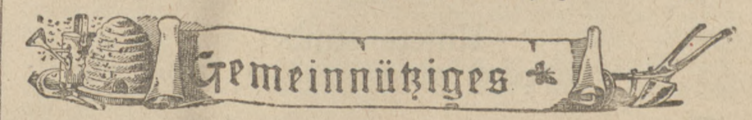
Bauern-Deputation. Weshalb ist Defregger so populär geworden, wie kommt's, daß die Bilder des Münchener Meisters, dessen Wiege in Tirol gestanden hat, so zum Herzen des Volkes sprechen, zum Herzen des gesamten deutschen Volkes? Die Frage ist leicht beantwortet. Weil Defregger, selbst ein Bauernkind, das Volk versteht und liebt, und weil er die besten Eigenschaften, die in der Volksseele wirken, das Kernige, Biedere, die Treue und Redlichkeit, in seinen Bildern am stärksten betont. An den scharfen Konflikten, wie sie das soziale Leben der Gegenwart zeitigt, geht Defregger gern vorüber. Er weiß wohl, daß auch die künstlerische Darstellung derselben sie nur verschärfen, nicht aber mildern könnte. Defregger aber steht noch auf dem Standpunkt, daß es die vornehmste Aufgabe der Kunst ist, zu erheben, zu versöhnen und zu erfreuen. Auch die Bauern-Deputation, die sich bei dem geistlichen Herrn eingefunden hat, um eine Differenz zwischen ihm und der Gemeinde zu schlichten, sieht sich nicht vor einem scharfen Konflikt, der das im Grunde gute Einvernehmen zwischen Kirche und Gemeinde zu stören droht. Man spricht sich gegenseitig aus, und auf beiden Seiten ist der Wunsch rege, daß diese Aussprache zu einem günstigen Resultat führen möge. Schon fängt man an, die Sache, um die sich's handelt, von ihrer humoristischen Seite anzusehen; der Ernst auf den Gesichtern ist bereits einem freundlichen Lächeln gewichen. Wenn die Deputation sich entfernt, werden die Bauern wie der geistliche Herr das Gefühl haben, daß allen berechtigten Wünschen Rechnung getragen ist.



Richterweisheit. Richter (zu einer Zeugin, die ihr Alter nicht angeben will): „Wenn Sie Ihr Alter nicht sagen wollen, dann schätze ich es! Sie sind sechsundvierzig Jahre alt!" — Zeugin (entrüstet): „Pardon, neununddreißig!"

Gefährliche Kost. (Beim Verlagsbuchhändler.) Dichter: „Raisonnieren Sie nicht über meine Romane — sie gehen doch weg wie die warmen Semmeln!" — Verlagsbuchhändler: „Allerdings — aber die Leute verderben sich auch gründlich den Magen damit!"

Neujahr in China. Neujahrswünsche sind in China seit uralten Zeiten Sitte. Man bedient sich dazu ziemlich großer Karten, auf welchen drei Bilder: ein Kind, ein Mandarin und ein Greis neben einem Schwane sich befinden. Diese Bilder sind Symbole für die drei irdischen Güter, welche dem Chinesen als die wünschenswertesten erscheinen: das Kind bedeutet einen Stammhalter, der Mandarin ein öffentliches Amt, bezw. eine Beförderung, und der Alte mit dem Schwane ein langes Leben. Neben dem Beglückwünschen besteht in China noch der Brauch, sich zu Neujahr Geschenke zu geben, was ja auch in Frankreich Sitte ist. Der Chinese kennt jedoch bei seinen Geschenken fast ebensowenig Mannigfaltigkeit, wie bei den Wunschkarten: jene Geschenke bestehen nahezu ausnahmslos in Früchten, Thee, Bonbons und Seidenzeug. K.



Um den Wurmfraß von Körben 2c. fern zu halten, bestreicht man dieselben mit folgender Lösung: reine Karbolsäure in denaturiertem Weingeist und Beimischung von Naphthalin, gelöst in Benzin.

Will der Obstwein schwer und schleimig werden, und zieht er gar schon Fäden, so ist Gefahr im Verzug. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Peitschen des Mostes (Ablassen in einen Zuber und mit Besen „peitschen") nicht viel hilft, während es beim Wein mit Erfolg angewendet wird. Dagegen gilt als Arznei für diesen Fall: in ein Hektoliter Most etwa acht Gramm in Wasser aufgelöstes Tannin oder 25 Gramm zerstoßene Galläpfel.

Hyazinthenzwiebeln, welche zu spät gepflanzt wurden und in Folge dessen jetzt zum Treiben noch nicht aufgestellt werden können, verlangen, sofern man noch auf ein gutes Blühen derselben rechnen will, eine sachgemäße Behandlung. Vor allem dürfen solch spät gepflanzte Zwiebeln nicht zu bald ins warme Zimmer kommen, sie müssen vielmehr in einem nur mäßig warmen Keller oder sonstigen kühlen Raum, in dem es aber nicht friert, aufgestellt werden und hier so lange verbleiben, bis sie sich so reich bewurzelt haben, daß die Wurzeln sich am Abzugsloche des Topfes zeigen. Bei guter Pflege: Dunkelstellen und richtigem Gießen blühen sie dann ebenso schön, als frühzeitig gepflanzte.

Silbenrätsel.

Die nachstehenden 27 Silben:

chi, dort, e, e, el, fo, ge, gi, han, i, jo, la, lach, le, mi, mund, ne, ni, ni, or, ret, rum, schar, so, ter, tich, ze.

sind zu 9 Wörtern zusammenzustellen, welche bezeichnen: 1) Lebhafte Farbe. 2) Aus der Zeit der Kreuzzüge stammender Ritterorden. 3) Wohlriechendes Harz. 4) Gartenblume. 5) Freier Platz i. alten Rom. 6) Küchengewächs. 7) Kaiserlicher General im dreißigjährigen Kriege. 8) Biblische Person. 9) Stadt in Westfalen. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen ihre Anfangs- und Endbuchstaben zwei der hervorragendsten Gestalten der deutschen Heldensage. Heinr. Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.